

Vermittelte Stimmen, elektrische Welten

Anmerkungen zur Frühgeschichte des Virtuellen¹

Walter Benjamin schildert – im Rahmen seiner Aufzeichnungen über die *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* – in einer kurzen Skizze über das Telefon eine Schreckensszene aus der Frühzeit des Mediums:

„In diesen Zeiten hing das Telephon entstellt und ausgestoßen zwischen der Truhe für schmutzige Wäsche und dem Gasometer in einem Winkel des Hinterkorridors, von wo sein Läuten die Schrecken der Berliner Wohnung nur steigerte. Wenn ich dann, meiner Sinne kaum mehr mächtig, nach langem Tasten durch den finstren Schlauch, anlangte, um den Aufruhr abzustellen, die beiden Hörer, welche das Gewicht von Hanteln hatten, abriß und den Kopf dazwischen preßte, war ich gnadenlos der Stimme ausgeliefert, die da sprach. Nichts war, was die unheimliche Gewalt, mit der sie auf mich eindrang, milderte. Ohnmächtig litt ich, wie sie die Besinnung auf Zeit und Pflicht und Vorsatz mir entwand, die eigene Überlegung nichtig machte, und wie das Medium der Stimme, die von drüben seiner sich bemächtigte, folgt, ergab ich mich dem ersten besten Vorschlag, der durch das Telephon an mich erging.“²

Der Schrecken, den Benjamin hier als Kindheitserlebnis erinnert – das Schwinden der eigenen Sinne schon im Vorgefühl der übermächtigen Gewalt der medialen Sinnlichkeit – ähnelt nicht zufällig dem Schwindel, den immer mal wieder Protagonisten zeitgenössischer Science-Fiction-Filme empfinden, wenn sie sich das erste Mal in die Matrix des Cyberspace einloggen: Das Telefon nämlich ist das älteste und somit erste elektrische Medium zur Realisierung einer

-
- 1 Der Aufsatz geht zurück auf einen Vortrag, den ich im Oktober 1999 auf der Tagung „GRENZVERLÄUFE. Der Körper als Schnitt-Stelle“ des Graduiertenkollegs Körper-Inszenierungen der Freien Universität Berlin halten durfte. Annette Barkhaus und Anne Fleig, den Organisatorinnen der Tagung, sowie den Beteiligten der Diskussion meines Vortrags danke ich für wertvolle Hinweise und Anregungen.
 - 2 Zitiert nach: Walter Benjamin, *Illuminationen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 280.

virtuellen Realität.³ Es ist das Telefon – und nicht der Computer –, dessen Erfindung zugleich die Etablierung einer elektrischen Sphäre der (Tele-)Kommunikation bedeutete; dessen Gebrauch die (wie auch immer erst partielle) Immersion der Kommunizierenden in die medial generierte Elektrosphäre in Gang setzte; und dessen Verbreitung im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts jenes globale Netz aus Kabeln, Satelliten; etc. entstehen ließ, das dem Reisenden durch die digitalen Welten des derzeit avanciertesten Mediums, des Internet, noch heute als materiale Basis dient.

Die fast magische Macht, mit der sich in Benjamins Schilderung der aus dem Alltag noch ausgeschlossene Apparat an denjenigen rächt, die ihm die volle Anerkennung versagen, ist durch unseren pragmatischen Umgang mit dem Telefon weitgehend entzaubert. Schon Benjamin durfte „erleben, wie es die Erniedrigung der Frühzeit in seiner stolzen Laufbahn überwand“.⁴ Die Emanzipation des Mediums, das im Laufe jener Karriere während der vergangenen hundert Jahre nicht nur aus der Nische im Flur in die Wohn- und Schlafzimmer, sondern schließlich auch in die Hand- und Jackettaschen wandern durfte, geht einher mit der Emanzipation seiner Nutzer: Vom Medium als solchem lassen wir, die wir den täglichen Umgang mit dem Apparat gewohnt sind, uns kaum mehr überwältigen, sondern meist nur noch stören; die bloße Tatsache eines Anrufs bereits als Aufruf zur Hörigkeit zu verstehen, zeigte heutzutage einen Mangel an Medienkompetenz, die wir gleichwohl als erworben unterstellen dürfen. Dennoch ist die Macht des Telefons weder gänzlich gebrochen – noch seine Karriere spurlos an uns vorbeigegangen.

Am Anfang dieser Karriere sieht sich der noch ungeübte Nutzer hilflos und ohnmächtig mit einer ebenso ungewohnten wie unkontrollierbaren Situation konfrontiert. Marcel Proust schildert in der *Recherche*, wie ihm die vertraute Stimme der Großmutter im Telefonat gänzlich fremd wird, weil sie von Mimik und Gestik der Sprechenden entkleidet als „bloße Stimme“ erscheint.⁵ Das Spezifische der technisch realisierten Kommunikation eines Telefongesprächs ist zunächst diese Reduktion der Kommunikation auf ihre über die Distanz übermittelbare akustische Dimension. Diese Reduktion auf das Hören und Sprechen generiert innerhalb der Elektrosphäre einen Kommunikationsraum, den wir mit unserem Gesprächspart-

3 Siehe in diesem Sinne auch: Florian Rötzer, *Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter*, Mannheim: Bollmann 1995, S. 228f.

4 Walter Benjamin, a.a.O., S. 279.

5 Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Band 3: *Die Welt der Guermantes*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 174.

ner teilen (wo auch immer er sich tatsächlich aufhalten mag); in dem wir aber zugleich nicht mit all unseren Sinnen – geschweige denn mit unserem gesamten Körper – präsent sind.

Die Realität eines beliebigen Telefonats erfüllt dadurch eine Grundbedingung jeder virtuellen Realität: denn diese ist gekennzeichnet durch die medienspezifische Gestaltung eines Raumes vielfältiger, aber nicht beliebiger Kommunikations-, Handlungs- bzw. Erfahrungsmöglichkeiten, die durch eine spezifische Differenz der Wahrnehmungssituation von der nicht-virtuellen Realität unterschieden sind. Weil diese Differenz die Ebene der sinnlichen Wahrnehmung von Welt, Selbst und Anderen betrifft, habe ich an einer anderen Stelle vorgeschlagen, sie als eine *ästhetische* (lies: ästhetische, im Sinne des griechischen „Aistheisis“ = Wahrnehmung) Differenz zu verstehen.⁶ Das heißt: Technisch generierte Räume einer virtuellen Realität – wie die eines Telefonats – sind in Analogie zu Objekten der Kunst und Werken der Literatur als spezifisch ästhetische Weisen der Welterzeugung zu verstehen, deren Besonderheiten sich nur auf dem Wege einer genuin sinnlichen Erfahrung erschließen lassen.

Das ist das Eine. Nun sind virtuelle Welten nicht einfach da: Eine „Virtuelle Wirklichkeit ist als fertige (verkörperte, physikalisch gebildete) Wirklichkeit nicht ‚vorhanden‘. Sie entsteht, indem man sie nutzt.“⁷ Diese pragmatische Dimension ist ein zweites entscheidendes Merkmal. Präziser muss es entsprechend heißen: Technisch generierte virtuelle Realitäten sind ästhetische Weisen der Welterzeugung, die erst und nur im Gebrauch der entsprechenden Medien existieren – zum Beispiel während wir telefonieren.

Als Initiationsmedium für den Umgang mit virtuellen Welten ist das Telefon ein idealer Gegenstand, um zumindest einige Facetten der gegenwärtig immer weiter zunehmenden Virtualisierung unserer Lebens- und Kommunikationsverhältnisse darzustellen – und der konträr geführten Debatte über ihre möglichen Auswirkungen versuchsweise einige (medienphilosophische) Argumente hinzuzufügen.

Rekapitulieren wir kurz: Das Spezifische der virtuellen Realität eines Telefonats ist zunächst die Tatsache, dass wir im interaktiven Gebrauch des Mediums einen Kommunikationsraum erschaffen, der sich ästhetisch durch die Reduktion auf die Sinne des Hörens und Sprechens auszeichnet. Medienhistorisch bedeutsam hierbei ist

-
- 6 Siehe hierzu ausführlich das vorangegangene Kapitel „Was heißt eigentlich: »Virtuelle Realität«? Ein philosophischer Kommentar zum jüngsten Versuch der Verdopplung der Welt“, S. 111ff.
 - 7 Manfred Faßler, „Intensive Anonymitäten“, in: ders. (Hrsg.), *Alle möglichen Welten. Virtuelle Realität – Wahrnehmung – Ethik der Kommunikation*, München: Fink 1999, S. 49–74, hier: S. 58.

die Tatsache, dass wir durch die telefonspezifische Form der Telekommunikation gelernt haben, „Telepräsenz anstelle von face-to-face [Kommunikation, SM] zu erleben“.⁸ Damit taucht bereits im Telefonat die für virtuelle Realitäten schlechthin charakteristische Differenz zwischen dem Körper, der an den Ort gebunden bleibt, und jener Sinne, die sich gewissermaßen auf die Reise machen, auf. Im Zustand der Telepräsenz tritt die körperlich-materielle Anwesenheit der Sprecher in den Hintergrund: Die leibliche Präsenz und die aufs Hören bzw. Sprechen reduzierte Sinneswahrnehmung fallen für eine Weile auseinander; der virtuelle Kommunikationsraum und der nicht-virtuelle Raum, in dem wir uns in situ befinden (und von dem aus wir telefonieren), werden gewissermaßen inkongruent.⁹

Bedeutet die Reduktion auf die akustischen Sinne von Stimme und Ohr medienhistorisch betrachtet nun einen ersten Schritt in Richtung auf das heutzutage vielfach geradezu heraufbeschworene Verschwinden der Körper im Raum elektronischen Medien? Ist die Telekommunikation am Telefon tatsächlich eine Kommunikation von „Körpern ohne Stimmen“, wie Rudolf Arnheim bereits 1936 argwöhnte? Und reiht sich das Telefon damit an vorderster Stelle ein in jene Geschichte der Elektrifizierung, die „das Verschwinden einer sinnlich-materiellen Erfahrung nach der anderen“¹⁰ bedeutet hat? Und an deren Ende die restlose Auflösung der Realität im medialen Schein steht, wie Jean Baudrillard prophezeit¹¹? – Nun, das kommt darauf an. Worauf es ankommt, ist zum Beispiel, was wir unter Körper, Präsenz, Identität und Realität verstehen. Wenn ich oben behauptet habe, dass für die Dauer unseres Aufenthalts in der virtuellen Welt eines Telefonats die leibliche Präsenz zugunsten der Telepräsenz in den Hintergrund tritt, so bedeutet dies ja noch nicht, dass unsere Leiblichkeit aufgehoben würde; es meint nur, dass wir uns als Telefonierende nicht mit all unseren Sinnen in den Zustand der Telepräsenz versetzen lassen, nicht mit unserem ganzen Körper die virtuelle Realität des Telefonats betreten können. Die Stimme jedoch, mit der wir telefonieren, ist ebenso Teil unseres Körpers wie ein Körper, der redet, *conditio sine qua non* jedes Telefonats bleibt –

-
- 8 Vilém Flusser, „Die Geste des Telefonierens“, wiederabgedruckt in: Lorenz Engell, Oliver Fahle, Britta Neitzel, Claus Pias, Joseph Vogl (Hrsg.), *Kursbuch Medienkultur*, Stuttgart: DVA 1999, S. 185–191, hier: S. 190.
 - 9 Siehe hierzu: Jürgen Bräunlein, „Telefonieren als Kunst. Von den ästhetischen Potenzen einer alltäglichen Kommunikationsform“, in: ders., Bernd Flesser (Hrsg.), *Der sprechende Knochen. Perspektiven von Telefonkulturen*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 121–139, hier: S. 122f.
 - 10 Wolfgang Schivelbusch, „Die Elektrifizierung“, in: *Der Spiegel*, 17/1999, S. 115–128, hier: S. 124.
 - 11 Siehe: Jean Baudrillard, *Das perfekte Verbrechen*, München: Matthes & Seitz 1996.

auch, wenn der Zugang in die elektrische Welt der Telekommunikation nur einem Teil des Körpers vorbehalten ist: Die „Dichotomisierung von Geist und elektronischer Kommunikation einerseits versus Körper und natürlicher Erfahrung andererseits“ ist, so Wolfgang Welsch dazu, „offensichtlich falsch“.¹²

Wie der provokanten These vom Verschwinden der Realität im medialen Schein ein irreführendes Bild der Wirklichkeit zugrunde liegt – ein Bild, in dem es so aussieht, als wäre die virtuelle Realität auf irgendeine unbestimmte Weise weniger real als die nicht-virtuelle Wirklichkeit –, so ist die These vom vermeintlichen Verschwinden der Körper schon deswegen unklar, weil sie auf einem zu engen Bild vom Körper beruht – einem Bild, in dem verdeckt bleibt, dass auch das mediale Handeln und virtuelle Kommunizieren nicht ohne Körper auskommt. Selbst unter den Bedingungen einer konsequent zu Ende gedachten technischen Utopie wären es immer noch mit den Hirnströmen Teile des Körpers, welche die Maschinen steuerten und Kommunikation herstellten. Dahinter aber hören wir schlicht auf, von Menschen zu reden.

Aber erleben wir nicht, so könnte man erwidern, den Zustand der medial realisierten Telepräsenz als eine temporäre Zäsur innerhalb des Selbst? Eine Zäsur, die Fragen nach Realität und Identität unvermeidbar macht? Etwa, wenn wir nach einem intensiven Telefonat noch lange in den längst wieder toten Hörer starren – unfähig, den abrupten Wechsel von der virtuellen Welt, in die der Anruf uns für eine Weile entführt hat, zurück in unsere Alltagswelt spontan zu vollziehen. Fragen wir uns da nicht manches Mal, *wo* – aber auch *wer* wir eigentlich gewesen sind, als wir telefonierten? – Ja, möglicherweise. Dass eine solche Erfahrung jedoch keineswegs die Stabilität des Ichs in Frage stellt, zeigt sich schon daran, dass eine Frage wie: „War das *ich*, der da telefonierte – oder war das ‚nur‘ *meine Stimme*?“ schlicht sinnlos wäre. Was wir im Übergang von einer in die andere Welt, von einem Realitätsmodus in den anderen als irritierend oder verwirrend erleben mögen, ist im Grunde nichts anderes als die Erfahrung einer ontologischen Grundverfasstheit des Menschen: ein Wesen zu sein, das über sich nachdenken kann, heißt eben auch, einen Körper zu haben, über den sich hinausdenken lässt, bedeutet ein Ich zu sein, das sich fremd werden kann – und meint auch mit anderen in einer Welt zu leben, in der wir uns immer wieder neu zurecht finden müssen. Insofern indizieren Er-

12 Wolfgang Welsch, „Virtualisierung und Revalidierung“, in: ders., Gianni Vattimo (Hrsg.), *Medien-Welten. Wirklichkeiten*, München: Fink 1997, S. 229–248, hier: S. 246.

fahrungen wie diejenigen, die wir im Übergang vom und zum Status der Telepräsenz machen auch keineswegs die Gefahr eines Verschwindens des Selbst – wohl aber konfrontieren sie das jeweilige Ich mit der Notwendigkeit, ein der medienspezifischen Umgebung der jeweiligen virtuellen Realität angemessenes Bild seiner Selbst, der Anderen und der Welt zu entwickeln. Und das gilt für die Erkunder zukünftiger telematischer Umgebungen ebenso wie für die Beteiligten eines wie auch immer flüchtigen Telefonats. Mit anderen Worten: Die Virtualisierung verschiebt die Parameter der Bildung von Identität – statt sie aufzulösen. Es ist deswegen auch nicht weniger möglich – nur anders, unter den Bedingungen elektrischer Massenmedien ‚real‘ zu interagieren und seine Identität auszubilden, kurz: ‚ich‘ sagen zu können.

Was anders ist, lässt sich in diesem Kontext zumindest ansatzweise am Beispiel der spezifischen Bedingungen eines Telefonats konkretisieren. So lässt sich beobachten, wie die Konzentration auf die während eines Telefonats aktiv beteiligten Sinne auf der einen Seite zunächst als Desensibilisierung empfunden wird – weil die Aufmerksamkeit, die das Telefon uns abverlangt, von der Aufmerksamkeit abgeht, mit der wir uns gleichzeitig mit unseren anderen Sinnen der außermedialen Umwelt widmen können. Daher beispielsweise die berechtigte Kritik am Telefonieren während des Autofahrens: wir sind tatsächlich, während wir mit Stimme und Ohr telefonierend interagieren, zum Teil in einem anderen Raum, und können in der nicht-virtuellen Welt um uns herum optisch oder motorisch nicht gleich konzentriert agieren. Auf der anderen Seite allerdings wird die Reduktion auf die akustischen Sinne zugleich als Sensibilisierung erlebt. Und so kann man hier – mit einem Wortspiel von Wolfgang Iser – von einem Wechselspiel zwischen Anästhetisierung und Ästhetisierung sprechen¹³; einem Wechselspiel, das über das Beispiel des Telefonats hinaus für unseren Umgang mit Medien überhaupt charakteristisch ist. Die spezifischen Einschränkungen der technisch realisierten Kommunikation am Telefon sind deswegen zugleich als mediale Erweiterungen zu verstehen. Innerhalb der virtuellen Realität eines Telefonats eröffnen sich durch die ästhetische Differenz, die diese Welt von unserer Alltagswelt trennt, neue Handlungs- und Erfahrungsoptionen.

Gerade für den jeweils Sprechenden gilt hierbei, dass diese Eröffnung auch eine Erschließung neuer Möglichkeiten des Selbstverständnisses und alternativer Weisen der Selbstinszenierung bedeutet – wobei diese mediale Inszenierung der Identität wiederum

13 Siehe hierzu: Wolfgang Iser, „Ästhetik und Anästhetik“, in: ders., *Ästhetisches Denken*, Stuttgart: Reclam 1990, S. 9–40.

nichts anderes als eine spezifische Weise der Verkörperung im Virtuellen ist. Bekannt sind mediale Inszenierungen des Selbst vor allem aus den virtuellen Gemeinschaften des Internet, in denen wir nie wirklich wissen, ob die anderen sind, als was sie sich präsentieren. Medienhistorisch sind die MUDs und MOOs des World Wide Web, darauf weist Manfred Faßler hin, „nicht völlig neu. Samuel F. H. Morse testete 1871 sein Kreistelefon, der Vorläufer eines telefonischen Ortsnetzes, und richtete sich an die ‚Telegraphenbruderschaft‘“.14 Medientechnisch betrachtet wiederum bildet jedes Telefonat eine virtuelle Gemeinschaft. Und auch am Telefon ist der entscheidende Punkt ja nicht, ob wir uns unserer selbst gewiss sein können – sondern wie weit wir uns des Anderen gewiss sein können. Die Frage nach dem Anderen allerdings ist für jede Untersuchung des Telefons schlechthin zentral – denn schließlich ist das Telefon ein technisches Gerät, das wenn auch nicht ausschließlich, so doch zuerst und vor allem zur Kommunikation zwischen mindestens zwei Gesprächspartnern dient.

Kommunikation am Telefon ist eine raumtranszendierende Interaktion in Echtzeit. Telepräsenz bedeutet in dieser Hinsicht – so können wir nochmals reformulieren – die temporäre Substitution der (leiblichen) Präsenz der Kommunikationspartner durch die Realisierung eines Distanz überwindenden Präsens. Im pragmatischen Vollzug dieser Kommunikation bleiben die Teilnehmer: Anrufer und Angerufener für die Dauer des Telefonats permanent aufeinander bezogen. Das Ziel, das Telefonierende implizit oder explizit verfolgen, besteht darin, „gemeinsam geteilte Welten in einem aktiven Schöpfungsprozeß situativ abhängig zu entwickeln“.15 Geprägt ist diese Situation, in der die Kommunizierenden sich befinden, durch die dem Telefon eigene Dialektik von Nähe und Ferne. Während wir einander als Telefonierende einerseits räumlich fern sind, kommen wir uns andererseits ausgesprochen nah: Schließlich liefern wir uns (zumindest zumeist: d.h., solange wir nicht per Freischananlage miteinander reden) der Intimität einer Stimme aus, die direkt in unser Ohr spricht – und der wir nur durch formale Floskeln entgegnetreten oder aber uns ergeben, keineswegs jedoch entziehen können.

Die Sensibilisierung der jeweils Kommunizierenden durch das Medium bedeutet zugleich eine Intensivierung der Kommunikation

14 Manfred Faßler, a.a.O., S. 62.

15 So Ulrich Lange in seinem Text „Von der ortsgebundenen ‚Unmittelbarkeit‘ zur raum-zeitlichen ‚Direktheit‘ – Gedanken zu einer Soziologie der Telefontelekommunikation“, in: Forschungsgruppe Telekommunikation (Hrsg.), *Telefon und Gesellschaft*, Band 1, Berlin: Spiess 1989, S. 167–186, hier: S. 167.

im Medium. Diese Intensität der fernmündlichen Kommunikation ist mit der bereits erwähnten, dem Medium spezifischen Ökonomie der Aufmerksamkeit intrinsisch verbunden – einer Ökonomie, die bereits Marshall McLuhan dazu veranlasste, das Telefon als ein „kaltes Medium“ zu klassifizieren; weil nämlich, so der kanadische Medientheoretiker, „das Telefon eine zur Teilnahme auffordernde Form ist, die mit der ganzen Kraft der elektrischen Polarität nach einem Partner verlangt“.¹⁶ Einen Partner allerdings verlangt nicht nur, wie McLuhan hier nahelegen scheint, das Medium – sondern natürlich auch jeder, der es benutzt. Die Teilnahme wiederum, zu der Telefonieren uns veranlasst, setzt außer der konzentrierten Aufmerksamkeit auf die Stimme des Anderen auch eine imaginierende Phantasie in Gang. Zurecht nämlich kann man sagen, dass ein Telefongespräch grundsätzlich für „assoziative Überformungen des Gehörten“¹⁷ offen bleibt – und damit „subjektive Fortführungen in der Phantasie geradezu heraus[fordert]“.¹⁸

Ein – und vielleicht der entscheidende – Grund für die Tatsache, dass wir gewissermaßen gar nicht anders *können*, als das Telefonat, das wir führen, imaginär weiterzuspinnen; die virtuelle Realität des medialen Kommunikationsraumes phantasierend auszus schmücken, ist nun eben darin zu vermuten, dass der andere, mit dem wir gerade telefonieren und auf dessen Stimme wir uns dabei unweigerlich konzentrieren, zugleich zu einem wesentlichen Teil verborgen bleibt. Die Konsequenz daraus lautet, dass in der virtuellen Realität der fernmündlichen Telekommunikation die *inszenierte Identität* der Sprecher und die *imaginierte Identität* des jeweiligen Anderen untrennbar miteinander verwoben sind. Dabei ist die strukturelle Verborgenheit des Anderen zugleich vielleicht die eigentliche Pointe der Tatsache, dass die leibliche Präsenz während eines Telefonats in

16 Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle – Understanding Media*, Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1994, S. 407.

17 Eine Formulierung von Hannspeter Schmidt, zitiert nach Jürgen Bräunlein, *Ästhetik des Telefonierens*, Berlin: Spiess 1997, S. 227.

18 Jürgen Bräunlein, *Ästhetik des Telefonierens*, a.a.O. Dass die intime Nähe, der wir während der Telefongespräche zumeist ausgesetzt sind, sich sowohl auf angenehme wie auf unangenehme Weise nicht nur (gegen McLuhan, der – vielleicht aufgrund der technischen Qualität der damaligen Apparate – fälschlicherweise davon ausging, dass wir „beim Telefonieren einfach keine bildlichen Vorstellungen“ haben, a.a.O., S. 405) visuell ergänzen, sondern auch als körperliche imaginieren lässt (Telefonsex oder –terror sind hier nur die extremsten Beispiele), zeigt noch einmal, dass die Konzentration auf die leibliche Anwesenheit zwar temporär in den Hintergrund treten mag; aber deswegen der Körper noch lange nicht als abwesend unterstellt werden kann.

den Hintergrund tritt. Wir sehen eben nicht, was der Andere macht – ja, seit der Verbreitung der Mobiltelefone wissen wir nicht einmal mehr, wo er ist. Und wir können selbst dann, wenn wir ihn fragen, nie mit Sicherheit beurteilen, ob seine Antwort die Wahrheit sagt. Tatsächlich ja lässt sich kaum irgendwo so leicht lügen (aber auch so schwer schweigen), wie am Telefon: der Bellsche Apparat ist zweifellos ein ideales Medium strategischer Kommunikation.

Das aber fordert skeptische Einlassungen bezüglich der Authentizität der Telekommunikation geradezu heraus. Müssen wir uns nicht fragen, ob eine Kommunikation, in der die Möglichkeit zur gegenseitigen Täuschung bereits technisch implementiert ist, nicht a priori unglaubwürdig ist? Stellt das Telefonat nicht eine Gesprächsform dar, an die wir grundsätzlich schon deshalb keine allzu großen Erwartungen herantragen sollten, weil uns entscheidende Mittel fehlen, die Aufrichtigkeit unserer Gesprächspartner zu überprüfen? Und ist die Telekommunikation am Telefon damit nicht ein Typus von Kommunikation mit zumindest vermindertem, wenn nicht gar suspendiertem Geltungsanspruch? Und damit eigentlich eine Form der uneigentlichen Rede? – Und auch hier muss man sagen: das kommt darauf an. Zum Beispiel darauf, ob wir unterstellen, dass es so etwas wie eine ‚eigentliche‘ Rede überhaupt gibt, gemessen an der sich andere Formen der Kommunikation als uneigentliche herausstellen lassen. Etwa im (transzendentalpragmatischen) Sinne eines idealen Sprachspiels, in dem die reziproke Anerkennung der Kommunikationspartner vorausgesetzt und die rationale Überprüfung der jeweils erhobenen Geltungsansprüche gewährleistet wäre. Oder aber ob wir (etwa im Sinne von Derrida) davon ausgehen, dass bereits die Idee eines solchen idealen Sprachspiels, mit Kant gesprochen, gewissermaßen ‚leer‘ bleibt, weil es so etwas wie einen ‚eigentlichen‘ Typus von Kommunikation eben nicht gibt – und deswegen jede Form der Kommunikation strukturell zumindest durch die Möglichkeit des Misslingens gegenzeichnet ist.

Nun kann ich an dieser Stelle nicht die ebenso differenzierten wie diffizilen sprachphilosophischen Kontroversen, die sich hinter dieser holzschnittartig zugespitzten Gegenüberstellung von Transzendentalpragmatik und Dekonstruktion verbergen, zitieren (geschweige denn erörtern). Meinen Vorschlag, sich bei der Beurteilung des Status der Kommunikation im virtuellen Raum eines Telefonats eher an der Position Derridas zu orientieren, will ich statt dessen durch einen erneuten Blick auf die Frage, was wir eigentlich tun, wenn wir telefonieren, zumindest ein Stück weit plausibel machen.

Für die Frage, was wir tun, wenn wir telefonieren, ist es zunächst sinnvoll, noch einmal zu überlegen, was wir benutzen, um zu tele-

fonieren: ein (wie auch immer technisch gewobenes, etwa: ob analog oder digital realisiertes) Netz zur telematischen Interaktion mit einer potentiell schier unglaublichen Anzahl möglicher Kommunikationspartner in der ganzen Welt. Am Anfang jedes Telefonats steht damit trivialerweise als Bedingung einer gelingenden Kommunikation die Selektion des Anzurufenden durch den Anrufer. Diese Selektion integriert im Vollzug die Kommunikationspartner in das Netz – mit allen möglichen Folgen: zum Beispiel der, dass zwei Personen aufeinandertreffen, die gar nicht aufeinandertreffen sollten – weil der Anrufer sich verwählt hat; oder dass zwei Personen aufeinandertreffen, die gar nicht aufeinandertreffen wollten – weil der Anrufer zwar die richtige Nummer gewählt hat, der Angerufene jedoch mit gerade diesem Anrufer nicht telefonieren will; oder dass zwei, die sich im gegenseitigen Einverständnis im virtuellen Raum eines intimen Telefonats aufhalten, unwissentlich und gegen ihren Willen nicht alleine sind – etwa, weil ihr Telefon abgehört wird. All dies sind Beispiele, die das faktische Misslingen der ursprünglich intendierten Kommunikation bedeuten. Allein die Tatsache, dass die anfängliche Selektion in den meisten Fällen einseitig ist (d.h. immer dann, wenn wir uns mit unserem zukünftigen Gesprächspartner nicht vorab zum Telefonat verabredet haben), bedeutet ja nichts anderes, als dass die Situation der Kommunizierenden durch eine prinzipielle Asymmetrie ausgezeichnet ist. Nun können wir aber – und gerade deswegen ist der Blick auf das Telefon für die gegenwärtigen Diskussionen der Bedeutung und Auswirkung des Virtuellen u. a. so lehrreich – davon ausgehen, dass zumindest die meisten Inhaber eines Telefonapparates kompetente Nutzer dieses Mediums sind. Als kompetente Telefonnutzer aber können wir uns zugleich – anders als der ungeübte Benjamin – zumeist entscheiden, ob wir auf das Läuten des Apparates überhaupt mit der (persönlichen) Annahme des Gesprächs reagieren – oder ob wir es zum Beispiel dem Anrufbeantworter überlassen, den Anruf entgegenzunehmen. Die Konsequenz daraus aber lautet: Der als kompetent unterstellte Nutzer eines Telefons hat im Gebrauch des Apparates (ob er nun anruft oder abnimmt) die medienspezifischen Bedingungen des *Gelingens* der Kommunikation ebenso akzeptiert wie die unterschiedlichen strukturellen Möglichkeiten des *Misslingens*. In diesem Sinne ist die wie auch immer asymmetrisch konstruierte Kommunikationssituation im virtuellen Raum des Telefonats mitsamt der technisch implementierten Möglichkeiten des Scheiterns und der Täuschung sehr wohl geprägt durch die Struktur einer wechselseitigen Anerkennung der Kommunizierenden *als* (Tele-)Kommunizierende. „Tatsächlich“, so Vilém Flusser dazu, „geht diese gegenseitige Anerkennung dem Dialog im eigentlichen Sinne voraus. Sie wird durch

die Struktur des Telefonierens als Anspruch erzwungen, und ohne sie ist der Dialog nicht möglich“.¹⁹

Bei Flusser wird die Aufdeckung dieses Anerkennungsverhältnisses zu einem entscheidenden Moment einer „Beschreibung des Telefons“, die es über das Telefon hinaus „erlaubt, sich künftige dialogische Medien auszudenken, die ein utopisches politisches Leben gestatten“.²⁰ Dem späten Benjamin hätte dieses utopische Bild vielleicht gefallen, weil er es als einen Umschlag von der selbst empfundenen auratischen Macht des Apparates zu seinem Gebrauch als Medium des demokratischen Fortschritts hätte deuten können. Und tatsächlich trifft sich Flussers Vision vom „Telefonnetz als Modell künftig sich immer weiter verzweigender Netze“, die als technische Grundlage „einer telematischen Gesellschaft der Anerkennung des anderen und der Selbsterkenntnis im anderen“ dienen könnten²¹, mit idealistischen Erwartungen, die sich besonders in der Anfangszeit an die Erfindung und Verbreitung des Internet knüpften – und die sich zugleich bereits heute im Wesentlichen als Euphemismen herausgestellt haben.²² Dass die Verbreitung des Telefons die Entstehung einer (im Flusserschen Sinne) utopischeren Gesellschaft nicht per se wahrscheinlicher macht, aber liegt u.a. daran, dass die wechselseitige Anerkennung seiner Nutzer, die es de facto voraussetzt, ja *nicht* die der anderen als *gleichwertige* (Gesprächs-)Partner bedeutet – sondern als (auf für die Beteiligten je andere Weise) *den Bedingungen der medialen Kommunikation unterworfenen* Partner. Das Anerkennungsverhältnis schließt konsequenterweise die Anerkennung der unauflösbaren Asymmetrie zwischen dem einen und dem anderen ebenso ein wie die Anerkennung der unaufdeckbaren Verborgenheit des anderen. Was dann auch bedeutet, dass gerade die wechselseitige Anerkennung der Beteiligten eines Telefonats als Bedingung des möglichen Gelingens ihrer Kommunikation zugleich die Anerkennung der Bedingungen der Möglichkeit ihres Scheiterns ist. Nichts anderes aber ist es, was Derrida zufolge jede Kommunikation auszeichnet – weswegen sich dann zumindest aus der Perspektive der Dekonstruktion die Kommunikation in der virtuellen Welt der Telefone gewissermaßen zu einem Paradigma von Kommunikation überhaupt erklären ließe. Mit dem entscheidenden

19 Vilém Flusser, a.a.O., S. 189.

20 Ebd., S. 191.

21 Ebd. Flusser selber freilich stellt diese Vision nur als eine, zugleich wenig wahrscheinliche Diagnose dar – der er alternativ das Bild einer „zentral gesteuerte[n] und programmierte[n] Massengesellschaft“ (ebd.) gegenüberstellt.

22 Siehe hierzu: Alexander Roesler, „Bequeme Einmischung. Internet und Öffentlichkeit“, in: Münker/Roesler (Hrsg.), *Mythos Internet*, a.a.O., S. 171–192.

Zusatz freilich, dass es „die“ Kommunikation nicht gibt – sondern nur unterschiedlich realisierte, d.h., über verschiedene Medien je anders verwirklichte Formen von Kommunikation, die auf ihre spezifische Weise unseren Einsatz fordern und ihre je eigenen Risiken des Misslingens bergen. Die Gegenüberstellung von Kommunikation unter der Bedingung der Telepräsenz – ob am Telefon oder im Internet – auf der einen Seite, und Kommunikation im Zustand der Präsenz der Beteiligten auf der anderen Seite als eine Differenz zwischen einer ‚eigentlichen‘ und einer ‚uneigentlicheren‘ Kommunikation zu deuten aber ist deswegen am Ende ebenso irreführend, wie die Differenz der virtuellen Realitäten zur Wirklichkeit jenseits der telematischen Räume als Differenz zwischen einer *wirklich* realen und einer irgendwie *weniger* realen Welt zu verstehen – und sei es nur deswegen, weil es eine nicht-mediatisierte Kommunikation ebenso wenig gibt wie eine nicht-reale Realität.

Kurz: „Telefonieren ist ‚real‘, das dabei stattfindende (Sprech-)Handeln ebenso.“²³ Wir sind, auch wenn wir im Zustand der Telepräsenz virtuell agieren, reale Personen, die miteinander den medialen Bedingungen gemäß natürlich *anders* als in Face-to-face-Kommunikationen, aber deswegen noch lange nicht weniger authentisch interagieren. Die Welten des Virtuellen können, wie das Beispiel des Telefons gezeigt hat, medienspezifische „Strategien der Täuschung“ (Virilio) implizieren – ohne, dass deswegen die Medien des Virtuellen als solche unter den Verdacht der Täuschung zu stellen wären. Zu verstehen sind diese Welten vielmehr als Techniken der Erschließung ästhetischer Welten mit je eigenen Möglichkeiten des Selbst- und Weltverhältnisses, innerhalb derer wir uns den spezifischen Möglichkeiten des jeweiligen Mediums entsprechend regelgeleitet bewegen. Nichts anderes schließlich ist es, was kompetente Nutzer des Telefons von jenen unterscheidet, die wie der junge Benjamin der noch neuen Technologie ungeübt gegenüberstanden: die Fähigkeit, sich die Möglichkeiten des Mediums anzueignen und seine impliziten Regeln zu beherrschen – statt sich von ihnen beherrschen zu lassen.

23 So noch einmal Jürgen Bräunlein, „Telefonieren als Kunst“, a.a.O., S. 136.